

Feuilleton

Nachdruck verboten.

Der Schalttag.

Von Eugen Isolan.

Der Schalttag erscheint vielen bedeutungslos; man geht nicht so achtsam an ihm vorüber, wie an den übrigen Tagen, obwohl er doch kein Festtag ist. Es scheint, als wolle er die alte Wahrheit bestätigen, daß der gut und mit besonderer Achtung aufgenommene, der nicht oft wiederkehrt. Viele Leute verachten den Schalttag in besonderer Weise, nicht gerade, wie einen Festtag oder doch würdiger als jeden anderen Tag.

Von dem Dichter Friedrich Eggers, dem leider zu schnell verstorbenen, — er starb im Jahre 1872, — erzählt Heinrich Heine, der ihm innig befreundet war, daß er mit Schefel in einem Schalttag-Briefwechsel stand. Am jedem 29. Februar lag sich beide, Schefel und Eggers, nieder und schrieben einander über die Ereignisse der letzten vier Jahre. Das thaten sie beiden, von der Studienzeit her befreundeten, bis der Tod den einen die Feder entriß. Hoffmann, der berühmte Komponist, hat jedesmal am Schalttage zahlreiche Freunde zu sich ins Haus; er hatte freilich noch eine besondere Ursache dazu, er war an einem Schalttage geboren worden, und er soll sehr glücklich gewesen sein, wenn man ihn in nicht mit Schalttagen beglückten Jahren am letzten Februar beglückwünschte.

Wie ein Schalttag aber auch zuweilen recht verhängnisvoll werden kann, zeigt ein lustiges Geschichtchen, das sich vor Jahren einmal an einem deutschen Hoftheater ereignete. Ein berühmter gottliebender Schauspieler hatte an dem betreffenden Hoftheater ein Gastspielengagement für den Februar angenommen. Er selbst war in dem Glauben gewesen, der Monat habe nur achtundzwanzig Tage, die nicht sehr noble Theaterleitung hatte den Irrtum des Künstlers unterstellt, indem sie ihm für achtundzwanzig Spielabende berechnete Gegenleistung einging, aber in den Vertrag einfach die Worte: „für alle Abende des Februar“, und der Künstler hatte, um eine Woche vor Schluss des Gastspiels, für den Schalttag ein anderes Gastspiel bereits acceptiert, indem er in seinem Telegramm hierüber nur den betreffenden Wochentag angab. So war er sich nämlich beim Namen des Schalttages, als das Repertoire eingegeben wurde, an zwei Bühnen als Gast angesetzt und er hatte für beide Theater rechtsträftig bindende Zusage gegeben. Durch das Nachwort des betreffenden Fürsten, der nobel war, als seine Hoftheaterleitung, wurde dann der Künstler einer Verlegenheit entzogen.

In eine freilich ernsthafte Verlegenheit kam im Jahre 1894 ein bekannter Theatermann durch das Fehlen eines Schalttages. Die Angelegenheit erregte damals durch einen erschütternden, traurigen Ausgang allgemeines Aufsehen. Ein bekannter Schauspieler hatte die Leitung einer Berliner Bühne übernommen. Zahlreiche Verträge waren eingegangen; am 1. März waren größere Zahlungen fällig. Einige Freunde, die dem Theaterunternehmer hatten helfen wollen, waren wieder abgeworfen kurz vor dem Termin, aber der Künstler war noch immer guten Muthes, er hatte viele sehr reiche Freunde. „Und bis zum 1. März“, so meinte er hoffnungsvoll, „sind ja noch drei Tage hin!“ — „Nein, nur zwei!“ antwortete man ihm. „Aber der Schalttag!“ meinte er. „1894 ist doch kein Schaltjahr!“ war die Antwort. Der Künstler schlug sich bestürzt an die Stirne; er hatte sich durch die 4 in der Jahreszahl irreführen lassen. Und das machte ihn, den sonst so hoffnungsvollen, — Vergleichen mochte auch noch dabei mitvielen, denn kein Schauspieler ist ohne Aberglauben, — so tolllos, so völlig hoffnungslos, daß er hinging, und sich erschoss.

Während es heute bei dem sonst so reich entwickelten modernen Zeitungswesen, selbstverständlich erscheint, daß auch am Schalttag der Leser seine Zeitung erhalte, war das keineswegs immer so der Fall. In Wien wenigstens entstand einmal in den dreißiger oder vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Streit hierüber. Freilich ist es fraglich, ob der Urheber wirklich — der berühmte Hofkapellmeister Saphir war es, — nicht lediglich dem Jank mit den Lesern seines Blattes deshalb vom Tode brach, um Aufsehen zu erregen. Er kündigte nämlich am 29. Februar eines Schaltjahres in dem von ihm herausgegebenen Blatt an, daß er keineswegs gewillt sei, am anderen Tage zu erscheinen zu lassen. Die Abonnenten geben ja auch keinen höheren Preis, als die Jahre zuvor, und für das gleiche Quantum habe er nicht nötig, mehr zu leisten. Am Schalttag erschien denn auch kein Blatt; die Wiener aber stürzten sich mit um so größerem Interesse am 1. März auf die Zeitung, wo man der Humorstift eine Anzahl von witzigen Briefen veröffentlichte, die er angeblich wegen des Fehlens seines Blattes empfangen haben wollte, die aber natürlich alle fingirt waren.

Sind das die Erinnerungen, die der Schalttag in uns aufweckt, so muß er auch mannigfache Betrachtungen in uns hervorrufen. Müssen wir ihn als einen demütigenden Beweis der Unvollkommenheit menschlicher Gelehrsamkeit ansehen. Und wir sehen an ihm die ganze Unfähigkeit des Menschen, der sich zwar

gern den Herrn der Erde nennt, aber so wenig in der Welt zu befehlen hat, daß weder diese Erde selbst, noch Sonne, Mond und Sterne Rücksicht auf ihn nehmen, wie wenn er garnicht da wäre. Und wir erkennen ferner, daß die Welt eigentlich in Tausenden von Jahren Rückschritte gemacht hat, denn seit Josuas Zeit hat Niemand mehr das Kunststück fertig gebracht, der Sonne zu befehlen, nur einige Minuten stille zu stehen. Es ist unglaublich, welcher Aufwand von Gelehrsamkeit und welche gewaltige Mittel, in Ermangelung dieser Kunst nötig waren, um den Gang des großen Räderwerks der Welt mit unseren Kirchen, Stuben- und Taschenuhren, unserem Kalender und unserer Zeitrechnung in Uebereinstimmung zu bringen.

Es hat schon lange Zeit genug gebraucht, ehe man wußte, wie viel Zeit unsere Erde zu ihrer Reise um die Sonne braucht, und wann müßte ein Jahr um sei, denn immer wollte die Berechnung der Astronomen und der Lauf der Sonne nicht ganz genau stimmen. Schon Julius Cäsar war es daher, welcher glaubte, dieser Unordnung durch die Einschaltung eines Schalttages auf immer ein Ende gemacht zu haben. Aber auch dieser Julianische Kalender klappte noch nicht recht; das Jahr war noch um elf Minuten zu lang. Davon merkt der gewöhnliche Mensch zwar in einem Jahr nicht viel, aber in vierhundert Jahren machte es doch schon beinahe drei Tage aus. Und zur Zeit des Papstes Gregor 13. war der Unterschied bereits zu zehn Tagen angewachsen. Solchen Unfug glaubte der Papst Gregor nicht mehr länger dulden zu dürfen. Er wollte die Tag- und Nachtgleiche wieder auf den 21. März bringen, und zu diesem Ende wurde befohlen, nach dem 4. Oktober gleich den 15. Oktober zu zählen.

Das war eine gewaltige Aktion; selbst die weiblichen Wesen wurden mit einem Schlage um zehn Tage älter. Davon war Niemand ausgeschlossen, selbst die Mädchen der Hoftheater waren es nicht gewesen. Freilich kannte man damals diese Spezies des Homo sapiens noch nicht. Zehn Tage wurden einfach aus der Weltgeschichte gestrichen. Daß schon einmal einen einen Nachmittag oder einen Abend, oder selbst einen ganzen Tag todtgeschlagen hätte, ist vorgekommen, aber zehn Tage mit einem Male, das ist nur einmal in der Welt dagewesen. Man kann sich solche Zeitrevolution nicht leicht vorstellen, wer sie nicht miterlebt hat. Und von denen lebt heute Niemand mehr. Wer einen Monats- oder Jahreswechsel bezog, hatte es gut, wer in den Tagen vom 5.—14. Oktober seinen Geburtstag gefeiert haben würde, kam um Geschenke und Glückwünsche.

Indessen hat es viele Kämpfe gekostet, ehe die Protestanten diese vom Oberhaupt der katholischen Kirche eingeführte neue Zeitrechnung acceptierten; die griechisch-katholische Kirche hat's bis heute nicht gethan, und sie rechnet noch heute nach julianischem Kalender. Indessen auch dieser Fortschritt von einer beträchtlichen Reihe von Tagen machte die Zeitrechnung noch nicht vollständig richtig, und so bestimmte Papst Gregor auch noch, daß bei jedem vollen Jahrhundert, also bei jedem fünfundsiebzigsten Schaltjahre der Schalttag ausfalle. So kam es denn, daß wir in diesem Jahre erst nach einem Zeitraum von acht Jahren wieder einen Schalttag haben. Und auch diese Rechnung stimmt noch nicht ganz auf die Sekunde und Minute, aber doch so, daß wir uns jetzt so ziemlich beruhigen können, denn die Zeitordnung macht eben nur Stunden höchstens, aber keine Tage aus.

So darf man denn der Ansicht Saphirs beipflichten, der behauptet, der Schalttag sei nichts anderes, als ein Lächerliches, welcher die Rechnungsfehler oder die Unwissenheit der Astronomen wieder gut machen muß. „Wir lernen an ihnen“, so meint er, „wie auch der kleinste Fehler im Verlaufe der Zeit große Unordnung nach sich zieht. Die 11 Minuten schienen bei der Abfassung des Julianischen Kalenders sehr unbedeutend, denn was sind elf Minuten! Und doch wie bald waren diese Minuten zu Stunden, Tage, Wochen angewachsen! So ist es mit allen Fehlern, welche immer wiederkehren und nicht gebessert werden. Freilich in der ersten Zeit mögen sie in ihren Wirkungen nur gering erscheinen, und damit tröstet sich der selbstsüchtige Mensch, der nur auf sich selbst sieht und seine kurze Spanne Zeit, aber eben dieser Leichtsin ist es, welcher in der Politik, im öffentlichen, wie im Privatleben schon so vieles Unglück angestiftet hat. Wenn man manchem großen Uebel in der menschlichen Gesellschaft bis auf die Quelle nachspüren könnte, so würde man auf manchen Fährpfad der Menschen stoßen, welcher im Anfang nicht bedeutender war, als die elf Minuten in der Julianischen Zeitrechnung, und im Verlauf der Zeiten riesengroß geworden ist.“

Weshalb gerade dem Februar der Schalttag aufgebürdet wurde, ist leicht ersichtlich, wenn man das Verschen kennt, das der große Philosoph Kant, der übrigens auch im Februar eines Schaltjahres starb kurze Zeit vor seinem Tode über diesen Monat in sein Notizbuch schrieb. Das Verschen lautet:

„Ein jeder Tag hat seine Plage!
Hat nun der Monat dreißig Tage
So ist die Rechnung klar!
Von dir kann man dann sicher sagen,
Daß man die kleinste Last getragen,
In dir, du schöner Februar.“

Zumethin bleibt ja noch der Februar den anderen Monaten gegenüber im Rückstande wenn er sich, wie diesmal, im Schaltjahre auch noch so behut und recht.

Noch eine Frage ist an den Schalttag zu knüpfen. Der am 29. Februar eines Schaltjahres geborene pflegt seinen Geburtstag in gewöhnlichen Jahren am 28. Februar zu feiern. Dazu hat er auch ein vollständiges Recht, denn der 29. Februar ist garnicht der eigentliche Schalttag. Der Katholik, der seinen Namenstag feiert, weiß es genau, daß der 28. Februar des Gemeinjahres, ebenso wie der 29. Februar des Schaltjahres im Kalender „Romanus“ bezeichnet ist. Denn der eigentliche Schalttag ist der 24. Februar im alten Rom der Tag nach dem Feste der Terminalien. Und für denjenigen, der am 24. Februar eines Schaltjahres geboren ward, würde die Frage entstehen, wann er im folgenden Jahre seinen Geburtstag feiert. Am 24. Februar ihn zu feiern, liegt zu nahe, und wohl Alle thun dies, denn sie sagen sich: „ich bin heut' vor so und so vielen Jahren geboren, dem Datum nach!“ Ein Wid aber auf den katholischen Kalender belehrt daß dies falsch ist: denn die im Schaltjahr am 28. Februar geborenen haben ihren Namenstag „Matthias“ im Gemeinjahr am 24. Februar. Indessen brauchen sich die Menschen deshalb keine grauen Haare wachsen zu lassen. Die meisten Menschen wissen es kaum, auf welchen Tag der Schalttag trifft. Die Tageszählung führt unwillkürlich dazu, daß man den 29. Februar als solchen betrachtet; im Volksbewußtsein wird er als Schalttag allgemein angesehen. Und da der am 29. Februar geborene thatsächlich das Recht hat, wie hier gezeigt, seinen Geburtstag im Gemeinjahr am 28. zu feiern, der am 24. Februar, am eigentlichen Schalttag, geborene aber unwillkürlich auch dieses im Gemeinjahr am 24. Februar thut, so ist die Hauptsache die: der am Schalttag geborene Mensch ist kein Unglücksbarm und Beschwoer; es entgeht ihm durch diesen Geburtsfehler kein vereinigtes Geburtstagsgeschenk.

Rhein. Westf. Handels- u. Schreiblehr-Anstalt

Rheinstraße 103 L.



Gedrucktes und renom. Institut am Platz.

Gründl. Unterricht in: einl., doppel., amerif. Buchführung, Rechnen, Korrespondenz, Wechsel- und Handelskunde, Kontopraxis, Schönschreiben, Stenographie, Maschinenschreiben. Erfolg garantiert. Zeugnis und Empfehlungen. Straßenvermittlung kostenlos. Die Damenkurse werden von Frau E. Schreiber geleitet. 7446 Die Direktion.

Kneipp's Heilkräuter, sowie alle Spezialitäten und Artikel zur naturgemäßen Heil- und Lebensweise laufen Sie am sichersten besten und billigsten in dem dazu eigend. eingeweihten Spezialgeschäft 1716

Kneipp-Haus, Nur 59 Rheinstr. 59, Telefon Nr. 3240.



Bei Bruno Wandt

Kirdgasse 42, gegenüber Schulgasse, finden

die corpulentesten sowie die schlanksten Figuren stets ihre Garderobe vorräthig.

Reelle Bedienung.

9138

Zur Confirmation schwarze u. weisse Stoffe

in grosser Auswahl.

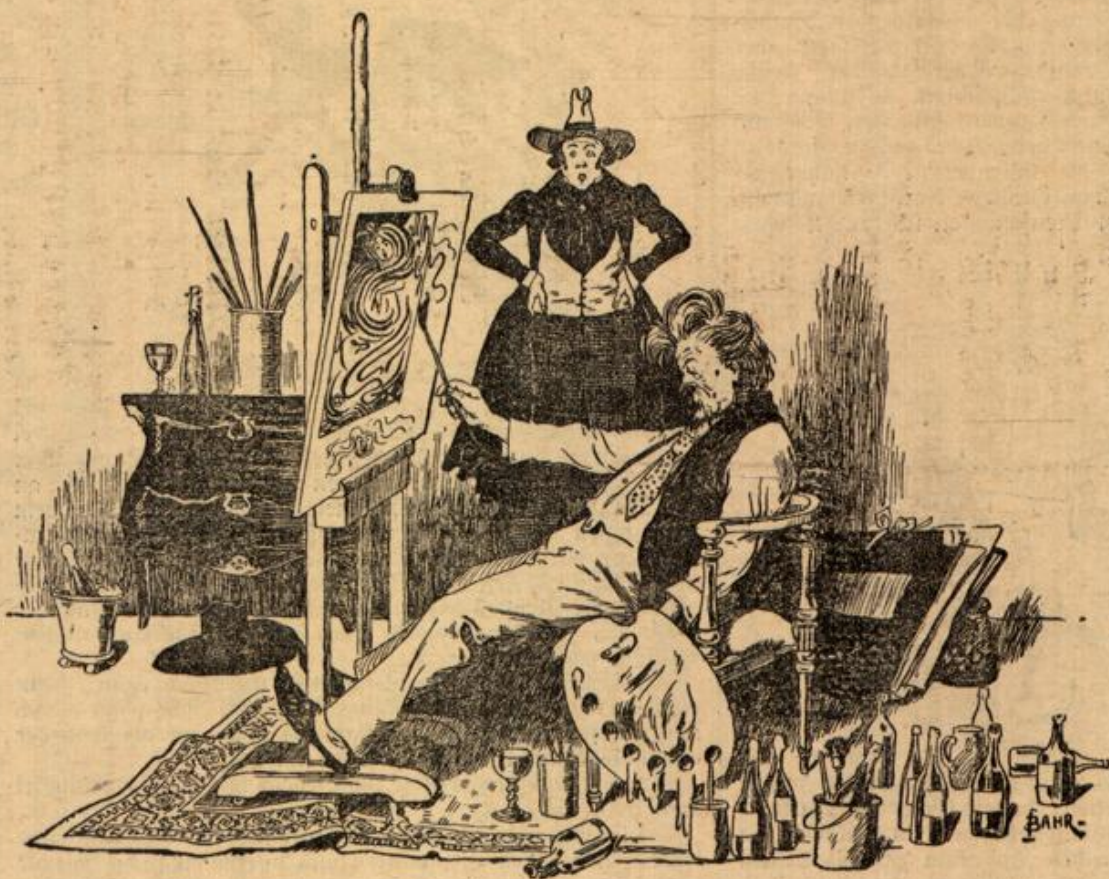
Langgasse 20.

J. Hertz, Langgasse 20.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder vorbehalten. Abdruck verboten.)



Zur modernen Malerei.

— „Ja, Freund, was ist denn mit Dir? Alle Tage einen Worts-
tausch?“

— „Ja, weißt Du, ich arbeite jetzt auf Be-
stellung an einem Bilde
modernster Richtung und
wenn ich nüchtern bin,
da — mal' ich zu gut!“

Nicht mundtot zu machen.

Materialwarenhändler (zu einem aufdringlichen
Reisenden): „Sie machen sich mit Ihren Anpreisungen ganz
vergebliche Mühe! Schwadronieren und die Kunden be-
schwären ist Ihre Schwäche, die kenne ich . . .“

Reisender: „Na, wenn Sie meine Schwäche kennen,
dann sollten Sie doch auch einmal versuchen, meine Stärke
eigener Fabrik kennen zu lernen!“

Allerlei Schlussfolgerungen.

— „Fräulein Anna, könnten Sie sich wohl entschließen,
mit mir den Bund der Ehe zu schließen?“

— „Nun warum nicht? Aber das Bund mit dem
Haus Schlüssel und den Schlüsseln zum Geldschrank müßte
ich mir ausbitten, sonst bleibt Ihnen mein Herz ver-
schlossen.“

— „Gut, da bin ich doch schließlich noch unentschlossen!“

Das Ende vom Liede.

Ein Zukunftsraum.



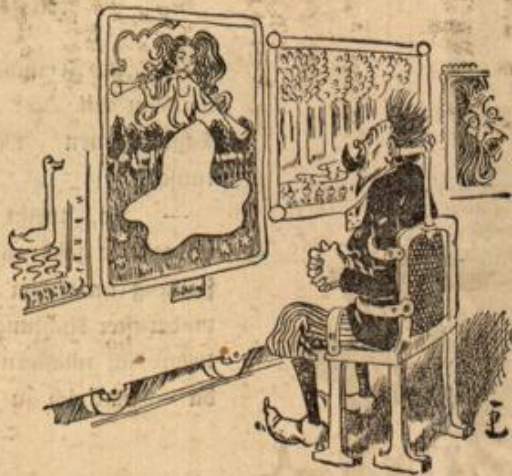
und es war endlich dahin gekommen, daß man einsah, so ginge es nicht mehr weiter. —

Mit der modernen Kunst nämlich. — Die Unnatur, die persönliche Faulheit, das gegenseitige Stehlen von Ideen, die noch dazu gar keine Ideen waren, hatten dermaßen unter

den Kunstbesessenen um sich gegriffen, daß sich die gesamte Bevölkerung dagegen empörte und von allen Seiten Petitionen beim Reichstage einliefen, diesem Uebel nun endlich zu steuern und zwar durch wirklich durchgreifende Maßregeln. So war man denn also regierungsseitig genötigt, der Sache näher zu treten, denn sonst hätten die unerträglichen Zustände in der Kunst zu einer Revolution geführt. —

Nachdem die verschiedensten Vorschläge somit einer Kommission von 21 Mitgliedern überwiesen waren, die diesmal aus wirklichen Sachverständigen bestand, kam nach monatelanger ernster Arbeit das nachfolgende:

Strafgesetz für moderne Kunstverbrecher zu Stande, welches, da es sich in seinem ganzen Wesen an das „gutbewährte Alte“ — (an die spanische Inquisition nämlich) — anlehnte, denn auch schließlich von dem gewünschten Erfolge gekrönt wurde. Zartbesaiteten Gemütern mag nun freilich bei Schilderung der nachfolgenden „Justizgräuel“ etwas „schwummerig“ werden; wenn man aber bedenkt, welches unsägliche Elend, welcher Jammer, welche Verzweiflung heutzutage durch rücksichtslose Ausübung der „Kunst im modernen Gewande“ über Millionen von unschuldigen harmlosen Menschen hereingebrochen ist, so wird man nicht umhin können, die untenstehenden, näher beschriebenen Vorgänge als etwas durchaus Gerechtes und vom Standpunkte der allgemeinen Menschlichkeit überaus Lobenswerthes anzuerkennen:



Zunächst waren es also naturgemäß die Maler, welche man wegen ihres frevelhaften, heimtückischen Verhaltens, vermöge dessen sie auf Kunstausstellungen, in Salons und Schaufenstern ein nichtsahnendes Publikum zum Beschauen ihrer „Farbenstücke“ zu zwingen pflegten, zur Bestrafung heranzog, und zwar mußte dies selbstverständlich in einer Weise geschehen, welche ihnen die Schmerzen, die sie andern Leuten zugefügt, am eigenen Leibe recht fühlbar machten. — Zu diesem Zwecke führte man also den betreffenden Delinquenten in einem großen salonähnlichen Raum, dessen eine Längswand mit lauter Erzeugnissen seines eigenen Pinsels vollgehängt war.

Nachdem man ihn alsdann auf einen Stuhl festgeschnallt, ihm den Kopf durch einen Apparat, wie ihn die Photographen zu besichtigen pflegen, eingespannt und ihm Sperrhölzer in beide

Augen gesteckt hatte, wurde er gezwungen — nach dem Grundsatz: „was Du nicht willst, das Dir geschieht, die rooch ich ooch nich“ — 10—12 Stunden hindurch seine eigenen Machwerke zu besichtigen, bis er flehentlich um Gnade winselte und fest versprach, es nie und nimmer wieder zu thun. — Zeigte sich der betreffende Maler trotz alledem noch hartnäckig und verstockt, so wurde ihm künstlich malaria-Gift eingepfist, um ihn gegen diese Krankheit (den Malerbümel) „immun“ zu machen! Daß er während dieser ganzen Prozedur nur mit Blaubeeren gefärbtes Wasser zu trinken bekam, welches er in seiner Farbenblindheit für Rotwein halten durfte, ist ja klar. —

Etwas anders verfuhr man mit den Musikern (Komponisten). Auch diese wurden natürlicher Weise an den Gliedern gestraft, mit welchen und gegen welche sie gesündigt hatten; aber die Augen, welche ja in diesem Falle auch unschuldig waren, wurden ihnen verbunden, und zwar aus dem Grunde, um ihre ganze Aufmerksamkeit auf den hauptsächlichsten Sinn, das Gehör, zu konzentrieren!



So wurden sie also ebenfalls in einen großen, durchaus akustisch gebauten Saal gebracht, in welchem sie jedoch frei umherlaufen durften, um eventuell aus Verzweiflung über das Anhörenmüssen ihrer eigenen modernen Musik sich an der Wand den Schädel einrennen zu können. — Nachdem man ihnen dann die Hände auf dem Rücken zusammengebunden hatte, damit sie die Finger nicht in die Ohren stecken könnten, ließ man ihnen eben auch ihre eigenen, d. h. gestohlenen, Kompositionen 10 bis 12 Stunden hintereinander vorspielen und zwar durch einen möglichst unmusikalischen Bäckfisch noch dazu. —

Als Verschärfung der Strafe trat in diesem Falle, wenn absolut keine Reue oder keine Besserung sich zeigte, noch hinzu, daß sie keine weitere Nahrung bekamen, als was der erwähnte Bäckfisch ihnen selbst gekocht hatte!

Am schlimmsten verfuhr man jedoch mit den Reudichtern! Und zwar mit Recht.

Die Gewissenlosigkeit, mit welcher sie die uraltesten Gedanken auf Neu aufzuplätten und in eine möglichst schlechte „ungraziöse“ Form zu bringen pflegten, ließ die denkbar härtesten Züchtigungen am Plage erscheinen, und so sperrte man sie denn also zusammen mit einem Phonographen, der ihre sämtlichen Werke in sich aufgenommen hatte, in einen kleinen leeren Raum, legte sie mit geknebelten Händen und Füßen auf die Erde, stopfte ihnen, damit sie nicht zu gähnen vermochten, ein Taschentuch in den Mund, und nachdem ihnen dann noch große Schalltrichter in die Ohren gezwängt waren, ließ man den Phonographen losrasseln und ihnen den gesamten Vorrat selbstverbrochener Verse und — Humoresken vorlesen, bis Erbrechen erfolgte! —



Zeigten sie sich aber trotzdem widerspenstig, so wurden ihnen ihre eigenen Gedankensplitter mit einem Hammer unter die Fußnägel hineingetrieben!!

Führte aber selbst diese Maßregel noch nicht zu der erwünschten Zerknirschung und Selbsterkenntnis, so griff man zu dem äußersten Mittel, bohrte ihnen die Schädeldecke an und spritzte eine tüchtige Dosis von dem neu erfundenen „Vernunftserum“, welches aus lauter Rhinoceros-Brägen gewonnen war, ins Gehirn ein! — — — — —

So unglaublich es nun auch klingen mag, es traten Fälle ein, in denen alle diese Torturen vergeblich angewendet wurden.

In diesen, allerdings seltenen Fällen von anscheinender Unheilbarkeit, wendete man alsdann den allerletzten Grad an, indem man, trotz heftigster Gegenwehr und jammervollen Bittens um Gnade, die Maler zu Professoren, die Komponisten zu Kommissionsräten und die Dichter, als die weitaus größten Schädlinge der menschlichen Gesellschaft, zu — Dichtpoeten ernannte!

Das half stets! — Es trat zwar nach dieser Gewaltkur in der Regel ein mehrwöchentliches heftiges Fieber ein, doch pflegte diese Ernüchterung derartig nachhaltig zu wirken, daß die Betroffenen von ihrem sündhaften Treiben nunmehr gänzlich abließen und überhaupt nicht mehr malten, komponierten oder dichteten!

Der Zweck war erreicht. — —

Eduard Jürgensen.

Kohlerei.

Erster Bekannter: „Nun sage mal, was macht denn unser Freund, der Schriftsteller J., eigentlich? Hat er kürzlich mal wieder irgend welchen Kohl gebaut?“

Zweiter: „Allerdings! Sauerkohl sogar! Er hat nämlich ein Trauerspiel verfaßt!“

Wink.

Unteroffizier: „Was ist Ihr Vater?“

Rekrut: „Inhaber eines Wurstgeschäfts.“

Unteroffizier: „Das glaube ich nicht so . . . ohne Weiteres.“

Scherzfrage.

Welcher Unterschied ist zwischen einem Engländer und einem Deutschen?

Engländer: „Ich bin ein Engländer.“
Deutscher: „Ich bin ein Deutscher.“

Probatum est.

Hotelwirt (zu einem Kellner): „Sehen Sie den verhungerten Radler dort am Ende der table d'hôte?“

— „Gewiß. Was soll's mit dem?“

Wirt: „Dem schütten Sie jetzt mal sofort die Bratensauce über seine hellen Hosen. Der Kerl frißt mich ja sonst arm!“

Der höchste Grad.

Sommerfrischler: „Nun, Ihre Bienen sitzen ja seit einigen Tagen so ruhig im Stock?“

Bauer: „Ja, det is seitdem det olle häßliche Fräulein Eulalie bei uns wohnen dhut, for die schwärmen and maal de Bienen!“

Kindliche Verbesserung.
Der kleine Hans hat heute zur Feier seines Geburtstages einige Schulknaben eingeladen, die solchen Arm in der Wohnung machen, daß der Vater mit den Worten da zwischen tritt: „Kinder, Ihr müßt nicht so fürchtbar auftrampeln, sonst beklagen die Leute unter uns sich über uns.“ Da lacht der kleine Hans und sagt: „Aber, Papa, wer unter uns wohnt, kann sich doch nicht über uns beklagen!“

Immer im Dienst.

Frau eines Polizeileutnants: „So schlafe doch, Mann. Was machst Du denn im Bette immer für turnerische Uebungen?“

Polizeileutnant: „Habe soeben eine Wange und zwei Hölze wegen nächtlicher Ruhestörung verhaftet!“

Blasse Renommisterei.

Junger Schriftsteller (aus China zurückgekehrt): „Ein schandbarer Staat, dieses China, kann ich Sie versichern! Dort habe ich an der Grenze sogar meine Gedanken verzollen müssen!“

Vokativus.

— „Wie ist nur der Maler so früh zu der großen Platte gekommen?“

— „Er hat jedenfalls die Haare zu Pinfeln verbraucht.“

Belohnung.



Tante: „Kinder, seid hübsch artig, dann dürft Ihr morgen



früh auch zuschauen, wenn der Zimmerherr heimkommt!“

Haustierboothelt.

Herr (einen Haustierverkäufer zehend): „Haben Sie indianische Vogelneester? Dann kaufe ich Ihnen sofort welche ab.“
Haustierverkäufer: „Ne, die sind mir ogenblidlich ausgegangen. Aber nehmen Sie lieber ne Schachtel Wachs-kerzen! Da waschen Sie kerzenfrade nach!“



Daher.

Frau A.: „Die Frau Menzel ist eine sehr hübsche Frau; aber warum trägt sie immer so schreiende Kleider?“
Frau B.: „Das hat seinen guten Grund, ihr Mann ist stochtaub!“

Widerspruchsvoller Goffik.

Leibarzt: „Wie ist die Nacht verlaufen?“
Kammerdiener: „Gohet geruhten zu wachen.“

Brennende Frage.

Backfisch (dessen Mama Wittve ist, als ein Referendar öfters ins Haus kommt): „Jetzt weiß ich nicht, wird der Herr Referendar mein Mann oder mein Papa?“

Aus der Rolle gefallen.

Gerichtspräsident (zu einem Falschspieler): „Also hier haben Sie ein Spiel Karten; nun zeigen Sie uns mal, wie das mit ‚meine Tante, deine Tante‘ eigentlich gemacht wird.“

(Der Angeklagte beginnt die Karten zu verteilen.)

Junger Assessor (der eifrig hingeblickt hat, plötzlich): „Fünf Mark auf den Buben!“

O diese Schusterjungen!

Erster Schusterjunge: „Heute habe ich dem ollen Duffel von Schankwirt, der immer vor der Dühre steht und die Leute anfrient, een Ständchen gebracht.“

Zweiter Schusterjunge: „Na, wat haste denn jesungen?“

Erster Schusterjunge: „Det kannte doch denken:

Du frierst nicht nur zur Sommerszeit,
Ne, och im Winter, wenn et schneit!“

Der alte Hahn.

Nicht ohne mich kann sein die Erdel
So meint' ein alter Kikrik,
Und schritt mit wichtiger Geberde,
Durch's untertän'ge Hühnervieh.

Da haschte ihn sein Herr, der Jochen,
Der Hahn rief sterbend: „O Du Schuft!
Solch Undank wird an Dir gerochen —“
Dann ward im Kochtopf seine Gruft.

Am nächsten Tag prangt er in Brähe —
Da kam die Rache schon, o Graus!
Denn Jochen an dem zähen Viehe
Biß sich die letzten Zähne aus!



Fortschritt.

Wachtmeister: „Also, was sind Sie denn nun eigentlich?“

Bagabund: „Na, ursprünglich habe ich die Violine gestrichen, dadrauf Ziegel un nu Land!“



Fein abgelehnt.



— „Unädigste, ich liebe Sie innig.“

— „Sie Glücklicher, Sie haben schon Jemand
den Sie lieben, ich leider noch nicht.“